

Prof. Dr. Alfred Toth

Das Aussterben der Onomatopoetika: ein semiotisches Universale?

1. Ein Blick in Webers „Zürichdeutsche Grammatik“ zeigt, dass von seiner folgenden Liste onomatopetischer Verben die hier mit Asterisk markierten heute wenigstens bereits bei der mittleren Generation nicht mehr bekannt sind (Weber 1948, S. 369 f.).

tätsche	*hitzge (bekannt Hitzgi m. „Schluckauf“)
*pätsche	chaare
*plätsche	*rätze
*chlätsche	*flimse
rätsche	*mungge
*chnootsche	*loorgge (?)
flotsche	loortsche
göötsche	chroose
*pfütze	gyre
*pfüüse	*gaare
strëeze	*chuute

*pfuuse „im Schlaf hörbar atmen“, hingegen bekannt als Synonym zu schloofe.

*pfnuuse

*grochse

*pfnuchse

Das sind also 17 von 26 oder 65%. Wie charakteristisch diese Zahl für das Aussterben onomatopoetischer Verben in den letzten 50 Jahren in einem Schweizer Dialekt oder allgemein ist, sei dahingestellt. Mangels weiterer Untersuchungen weise ich nur darauf hin, dass in der Stadt St. Gallen die Verhältnisse zwischen heute und dem Anfang des 20. Jhs. etwa die gleichen sind (vgl. Hausknecht 1911).

2. Eine spezielle Struktur haben Onomatopoetika im Ungarischen, das ich hier nicht nur als möglichst weit entfernte zweite Vergleichssprache heranziehe, sondern vor allem deshalb, weil es neben dem später erlernten Schweizerdeutschen meine Muttersprache ist. Vorab ist zu sagen, dass das Ung. die Eigentümlichkeit besitzt, dass die vorderen (e, i) und die hinteren (o, u) Vokale nahe und ferne Deixis des Ausgedrücktem lautlich symbolisieren. So weisen die Demonstrative a und az auf weiter entfernte Objekte als die Demonstrativa e und ez, wie im Dt. dieser/jener, schwzdt. dee/de sääb, usw. Weitere Bedeutungsschattierungen erfolgen besonders bei onomatopoetischen Verben durch auswechselbare Suffixe.

1. Beispiel: Onomatop. Stamm *keh-/köh: kehes „lungenkrank“, köhögni „husten“, köhécselni „hüsteln“ (ähnlich auch das verbale Deminutiv im Dt.), köhintani „im Stakkato husten“ (das Momentansuffix lässt sich im Dt. schwer wiedergeben), vgl. auch schwzdt. hecheln, hürcheln „beinahe ersticken, lungenkrank husten“.

2. Beispiel: {cs/k/s/sz/z + Pal./Vel. + versch. Suffixe): csuklik „den Schluckauf haben; knicken (Knie)“, csúszik „ausgleiten“, kúszik „klettern“, síkos „glatt, schlüfprig“, sikerülni „klappen“, lit. „glatt gehen“, sziszegni „zischen“, szisszenni „laut zischen“, szuszogni „schnaufen“, zokogni „schluchzen“. Gemeinsame Grundbedeutung ist also etwa „gleiten“.

3. Auch im Ung. steht es etwa so wie im Dt.: onomatopoetische Verben sind zum grössten Teil nicht mehr oder waren nie im Gebrauch. Um dies zu verstehen, muss man natürlich wissen, dass sich der Ungarischsprecher des agglutinativen Baues seiner Muttersprache bewusst ist. Versteht er also kögni, so versteht er auch köhécselni, denn er weiss ja um das Palatal/Velar-Gesetz und kennt die

Bedeutungen der Suffixe. Die vielen Dutzend Onomatopoeica, die etwa Horváth (2001) etymologisch behandelt, leben daher zum überwiegenden Teil in den Kommentaren zu den grossen ungarischen Lyrikern (wie Petöfi, Ady, Attila József, usw.). Im Schweizerdt. dagegen sind die ausser Gebrauch gekommenen onomatopoeischen Verben nicht rekonstruierbar. Es ist eigentlich erstaunlich, dass das bisher niemandem aufgefallen zu sein scheint. Denn man würde doch annehmen, dass Onomatopoeika, da sie Laute der Aussenwelt abbilden, zuletzt aussterben würden, dass es also, semiotisch gesprochen, eine steigende „Aussterbe-Skala“ vom Icon über den Index zum Symbol gibt. Wirkliche Onomatopoeica wie Wauwau m. „Hund“, güggerüggüü machen „krähen (vom Hahn)“, maiaue „miauen“ usw. sterben denn auch tatsächlich nicht aus. Die Frage ist also, um was für Onomatopoeika es sich denn bei flimse, rätze, mungge handle. Wären sie Abbilder, so sähe man ja aus ihrem Schriftbild bzw. hörte man aus ihrem Lautkörper die externen Objekte, die sie angeblich abbilden, aber das ist ja hier nicht der Fall. Ich denke also, die früher verwendete und heute ausser Gebrauch gekommene Bezeichnung „Lautsymbolik“ ist für diese am Platz. Die Laute der Menschen und Tiere werden durch diese Gruppe von onomatopoeischen Verben eben nicht abgebildet, sondern symbolisiert. Damit gehören sie aber als Sonderklasse unter die Symbole (2.3) und nicht unter die Icons (2.1). Iconische Abbildung von Lauten ist phonetische Abbildung. Die Relation zwischen ihr und dem Abgebildeten ist jederzeit rekonstruktiv, da sie über fast identischen Merkmalsmengen besteht. Dagegen bedeutet indexikalische Abbildung (2.2) von Lauten etwa das Verhältnis eines Warnrufs (Mensch) oder Warnschreis (Tier) zur Hupe, dem Signalhorn, der Heulsirene usw. Sie sind höchstens einseitig (z.B. als Abstraktion der Heulsirene aus dem Heulen einer bestimmten Tierart) rekonstruktiv. Die hier behandelten „Onomatopoeika“ wie flimse, rätze oder mungge sind daher beidseitig nicht-rekonstruktiv, d.h. man wird weder Menschen oder Tiere finden, welche solche Lautketten ausstossen, noch kann wissen, welche lautlich geäusserte Emotionalität mit diesen Verben bezeichnet wird. Die Relation zwischen diesen Zeichen und ihren Objekten ist genauso arbiträr wie diejenige zwischen anderen Wortstämmen wie Tisch, Baum, Mensch und ihren Objekten, ja, in aller Regel noch arbiträrer, da sie in nicht-agglutinierenden Sprachen ganz vereinzelt stehen und auch kaum Ableitungen bilden sowie sogar in nächst verwandten Dialekten

und Sprachen nicht auftreten. (So fehlen diese genannten Verben etwa bereits im 80 km östlich von Zürich liegenden St. Gallen.) Deshalb handelt es sich hier auch genau um jene Klasse von Ausdrücken, welche als für den betreffenden Dialekt typisch gilt. Man sollte sich also einen speziellen Namen für diese Sonderklassen der pseudo-onomatopoetischen Symbole ausdenken, sofern man nicht einfach zum Namen Lautsymbole zurückkehrt, der zwar etwas an „runde Ecken“ erinnert, wo aber sofort jedermann klar ist, was damit gemeint ist.

Bibliographie

Hausknecht, Ernst, Die Vokale der Stammsilben in den Mundarten der StadtSt. Gallen und des Fürstenlandes. Diss. Zürich 1911

Horváth, László, Onomatopöie im Etymologischen Wörterbuch der Ungarischen. In: Acta Linguistica Hungarica 48/4, 2001, S. 389-427

Weber, Albert, Zürichdeutsche Grammatik. Zürich 1948

19.2.2010